

Partizipation/Teilhabe als Ordnungskategorie ist m.E. durchaus gelungen und kann auch über die Bereiche der Ethik hinaus einiges leisten. Insgesamt ein anregendes und hilfreiches Buch!

LinZ

Christoph Niemand

DOGMATIK

■ FETZER ANTJE, *Tradition im Pluralismus*. Alasdair McIntyre und Karl Barth als Inspiration für christliches Selbstverständnis in der pluralen Gesellschaft (Neukirchener theologische Dissertationen und Habilitationen; Bd. 32). Neukirchener, Neukirchen-Vluyn 2002. (281) € 39,90.

Die unter der Betreuung von Michael Welker in Heidelberg entstandene Dissertation zielt zweifelsfrei auf ein zentrales Thema unserer Tage, dem sich eine kontextsensible Theologie zu stellen hat: Wie kann das christliche Selbstverständnis unter den Bedingungen der pluralistischen Gesellschaft zugleich identitätswahrend wie dialogfähig formuliert werden? Die Verf. möchte dazu zwei Entwürfe unterschiedlicher Provenienz miteinander vermitteln: das Schriftverständnis, welches der protestantische Theologe Karl Barth in seiner „Kirchlichen Dogmatik“ I/2 § 19–21 bereits 1938 dargelegt hat, und die Theorie der „rationality of traditions“, die der zeitgenössische Sozialphilosoph Alasdair MacIntyre vor allem in seinem Werk „Whose Justice? Which Rationality?“ (1988) entworfen hat. Der dreigliedrige Aufbau der Arbeit folgt strikt der Logik ihres Vermittlungsversuches: Im ersten Teil (9–86) wird – in recht enger Textrekonstruktion – Barths Lehre von der Autorität der Schrift und der daraus nur abgeleiteten und relativen kirchlichen Autorität nachgezeichnet. Dementsprechend erweist sich Gehorsam als die angemessene menschliche Haltung, ja als „anthropologische[r] Schlüsselbegriff“ (83). Auf Seiten des Menschen entspricht der Autorität Gottes und seiner Offenbarung absoluter Gehorsam; gegenüber kirchlicher Autorität genügt ein abgeschwächtes Gehorsamsverhältnis, das eher dem „Hören auf Rat“ entspricht. Da das Gehorsamskonzept jedoch durch den nationalsozialistischen Missbrauch für immer „vergiftet“ ist, wird es von Fetzer im Begriff des Vertrauens zu reformulieren gesucht. Vertrauen erscheint geeigneter als Gehorsam zu sein, um die zentrale Beziehung der Christen zu Gott und untereinander zu kennzeichnen. Im zweiten Vermittlungsschritt (87–207) arbeitet die Verf. in biographischen Hinführungen, werkgeschichtlichen Rekonstruktionen und im Gespräch mit Rezeptionen sehr

sorgfältig die Traditionstheorie von Alasdair MacIntyre heraus. Von einem partikularistischen Standpunkt aus behauptet er mit der „rationality of traditions“ die Traditionsverhaftung jeder Rationalität. Darauf ist das Szenario eines dezentralen, aber rationalen Wettbewerbs („rational encounter“) der verschiedenen Traditionen in der pluralen Gesellschaft aufgebaut. Ein solcher argumentativ geführter Wettstreit der verschiedenen Traditionen, der für die Fortentwicklung der eigenen Tradition konstitutiv ist, ist möglich, weil einige Traditionsangehörige die Fähigkeit besitzen, sich in anderen Traditionen zu akkulturieren. Sie können sich eine andere Tradition wie eine zweite Muttersprache („second first language“) aneignen, damit aber auch andere Traditionslinien in ihrer Binnenperspektive betrachten und an deren eigenen Maßstäben messen. Insofern ist trotz der Partikularität von Tradition und Rationalität in MacIntyres Konzept rationale Kritik und argumentativer Austausch möglich. Damit umgeht die „rationality of traditions“ sowohl eine relativistische Koexistenz von sich völlig indifferent gegenüberstehenden Traditionen als auch das liberalistische Postulat, universale und damit „traditionsenthobene“ Kriterien für den Umgang der Traditionen miteinander zu entwickeln. Der dritte Arbeitsschritt Fetzers (209–263) führt nun Elemente von Barths Schriftverständnis bzw. seinem modifizierten Gehorsamskonzept und MacIntyres „rationality of traditions“ in einer Synthese zusammen und entwickelt daraus „kompetenzorientierte Hierarchie“, „dynamische Beziehungsnetzwerke“ und „vertrauende Gelassenheit“ als Leitideen eines christlichen Selbstverständnisses.

Ob man Fetzers Vermittlungsversuch Erfolg bescheinigt, hängt von der Beurteilung ihrer eigenen Theoriekonstruktion ab: Gegen die streng partikularistische Intention von MacIntyre selbst betrachtet die Verf. seine „rationality of traditions“ als eine Metatheorie, nach der sich Begegnungen unterschiedlicher Traditionen konzeptualisieren lassen. Barths Schriftverständnis wird nun in diesen metatheoretischen Entwurf als klassische Formulierung lediglich einer, nämlich der christlichen Partikulartradition eingeordnet. „Die Herausforderung für die anvisierte Verknüpfung besteht darin, die beiden Grundkonzeptionen von ihrer Alternativstellung zu lösen und sie einander so zuzuordnen, dass sie sich gegenseitig beleuchten, differenzieren und bereichern. Dies geschieht in der vorliegenden Arbeit durch Verschachtelung: Die christliche Partikulartradition wird der polipartikularen Metatheorie eingegliedert, so dass die beiden Konzepte auf unterschiedlichen Ebenen zu stehen kommen“ (219). Während die Verf. das Konzept der

„rationality of traditions“ mit überzeugenden Argumenten in eine Metatheorie überführt, ist die Einordnung Barths als „partikular christliche[r] Entwurf“ (209) in diese Metatheorie jedoch keineswegs konsequent durchgeführt. Barths Bibelhermeneutik wird einmal als Selbstverständnis einer partikularen Tradition behandelt, einmal als metatheoretischer Beitrag auf der gleichen Ebene wie MacIntyres Konzept betrachtet (z.B. „wo sich Barth [...] explizit zum Verhältnis verschiedener Konfessionen äußert und in Umrissen eine Metatheorie binnenchristlicher Pluralität entwirft“ [41]). Mit dieser Unentschiedenheit unterläuft Fetzter jedoch ihr oben zitiertes „Zwei-Ebenen-Konzept“ von Metatheorie und Anwendungsbeispiel und bringt ihr Projekt bisweilen in eine theoriearchitektonische Schiefelage. Aus dem gleichen Grund überrascht auch die in der Darstellung gewählte Reihenfolge, nach der zuerst die partikulare Tradition (mit Barth), dann erst die polipartikulare Metatheorie (mit MacIntyre) dargestellt wird. Aber selbst wenn man die Ausschnitte aus der Kirchlichen Dogmatik konsequent als Ausdruck einer Partikulartradition und nicht als metatheoretischen Beitrag betrachtet, bleibt die Frage, ob Barths hermeneutische Ausführungen tatsächlich in geeigneter Weise das christliche Selbstverständnis repräsentieren können. Zwar ist Barths Schriftverständnis zweifellos als klassischer Text der christlich-theologischen Tradition zu bewerten, ihm jedoch die ganze Last der Repräsentanz der christlichen Partikulartradition aufzubürden, wie es Fetzters Sprachgebrauch nahe legt („die christliche Partikularperspektive im klassischen Entwurf“ [IX]), übersteigt den repräsentativen Charakter der entsprechenden Passagen in der kirchlichen Dogmatik. Dass deren Repräsentativität für die christliche Partikulartradition engere Grenzen hat, zeigen schon Barths eigene Reserven gegenüber manch „römisch-katholische[r] Gegenposition“ (48; vgl. 28ff) und der Tradition liberaler Bibelhermeneutik im Protestantismus (215).

Trotz der theoriearchitektonischen Schiefelage und der Überschätzung des repräsentativen Charakters der Barth'schen Schriftermeneutik muss ein positives Fazit bei der Beurteilung der Arbeit gezogen werden. Die geübte Kritik an ihrer Konstruktion ist schließlich deshalb möglich, weil die Verf. auf hohem theoretischem Niveau und mit großer Prägnanz ihren LeserInnen stets Rechenschaft über ihre Arbeitsschritte ablegt. Der stilistische Preis, den sie für dieses selbstreflexive Verfahren zu entrichten hat, ist freilich eine gewisse Redundanz der Ausführungen. Den entscheidenden inhaltlichen Ertrag der Dissertation erblicke ich vor allem in ihrem Verdienst, der deutschsprachigen Theologie wichtige Impulse

aus der amerikanischen Sozialphilosophie näher zu bringen. Aus diesen gewinnt die Arbeit die theoretisch untermauerte Einsicht, dass die Begegnung der christlichen Glaubensüberzeugung mit anderen Traditionen nicht die eigene Identität gefährdet, sondern erweitert und bereichert. „Das konfessorische Bewusstsein einer antagonistischen Entgegensetzung weicht somit der Aufgeschlossenheit für das Fremde, die aus ehrlichem Interesse an einem rational encounter bereit ist, sich auf die Binnensicht des anderen einzulassen, und aus der vertrauensvollen Beziehung zu Gott jene selbstbewusste Gelassenheit bezieht, die den Aufweis der Wahrheit Gott selbst überlässt“ (248).

Antje Fetzter unterstreicht mit ihrer Dissertation noch einmal eindrücklich, dass die Auseinandersetzung mit zeitgenössischer Sozialphilosophie kein Hobby einiger systematischer TheologInnen ist, sondern notwendig, um die Erfolgsbedingungen einer konfessionell gebundenen und vor der Vernunft geprüften Rede von Gott inmitten der pluralen Gesellschaft zu ermitteln und damit eine verantwortliche Theologie unter den Bedingungen der Moderne überhaupt erst zu ermöglichen.

Linz

Ansgar Kreutzer

■ NEWMAN JOHN HENRY, *Der Traum des Gerontius*. Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 2001. (100) Kart. € 9,50.

John Henry Newman (1801–1890) verfasste bereits 1865 sein letztes Gedicht. Diese zugleich längste Dichtung seines Schaffens entstand in einer Zeit, in der er schwer unter Anfeindungen litt und den Tod eines guten Freundes und Mitbruders verschmerzen musste. In *The Dream of Gerontius* (griech. geron = Greis) beschreibt der spätere Kardinal den Weg der Seele vom Sterbebett zum göttlichen Richter. Geführt von seinem Schutzengel und unterstützt durch die Gebete der Trauergemeinde auf Erden, durchwandert seine Seele die übernatürliche Welt, vorbei an fluchenden Dämonen und den Höchsten preisenden Engelchören. Die Dramatik spitzt sich zu auf das Zusammentreffen mit dem auferstandenen Herrn.

Erst nach seinem Übertritt in die katholische Kirche begann Newman, die Lehre vom Fegefeuer zu verstehen und zu vertreten. Diese Dichtung gehört zum Berührendsten, was über den Zustand zwischen Tod und Wohnungnehmen bei Gott je gesagt wurde. Das Fegefeuer entspringt der Liebe Gottes, die den Sünder von seiner Schuld reinigen möchte. Denn im Angesicht des Allmächtigen wird ihm sein Unvermögen